

Bischöfin Dr. Beate Hofmann

Predigt zu Jes 38,9-20 im Berliner Dom am 10.10.2021

Liebe Gemeinde,

„In der Mitte meines Lebens muss ich gehen; der Faden meines Lebens wird abgeschnitten. Herr, ich leide Not, tritt für mich ein, lass mich wieder gesund werden und leben!“

Mit diesen Worten betet, ja bittet einer, der mit einer tödlichen Krankheit ringt und dem Tod ins Gesicht schaut. Es ist Hiskia, König von Juda ca. 700 v. Chr. Es sind eindringliche, wütende, verzweifelte Worte, die unter die Haut gehen. Sie rufen in mir die Bilder und Geschichten von Menschen wach, die in diesen Tagen, Wochen und Monaten mit Covid19 infiziert in den Krankenhäusern um ihr Leben ringen.

Und sie rühren an schwierige Fragen: Gott, warum lässt du so viele Menschen sterben? Warum hilfst du nicht? Wo bist du in all der Angst, Verzweiflung und Trauer?

Auf diese bohrenden Fragen gibt es keine leichten, einfachen Antworten. Aber das Gebet des Hiskia kann Spuren legen, wie wir mit diesen Fragen leben können und wie wir Gott in all dem nicht verlieren. Hören wir zunächst auf die Worte des Hiskia, der an der Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert vor Christus gelebt. Sie sind aufgeschrieben im Buch des Propheten Jesaja im 38. Kapitel:

9 Dies ist das Lied Hiskias, des Königs von Juda, als er krank gewesen und von seiner Krankheit gesund geworden war: 10 Ich sprach: In der Mitte meines Lebens muss ich dahinfahren, zu des Totenreichs Pforten bin ich befohlen für den Rest meiner Jahre. 11 Ich sprach: Nun werde ich nicht mehr sehen den HERRN, ja, den HERRN im Lande der Lebendigen, nicht mehr schauen die Menschen, mit denen, die auf der Welt sind. 12 Meine Hütte ist abgebrochen und über mir weggenommen wie eines Hirten Zelt. Zu Ende gewebt hab ich mein Leben wie ein Weber; er schneidet mich ab vom Faden. Tag und Nacht gibst du mich preis; 13 bis zum Morgen schreie ich um Hilfe; aber er zerbricht mir alle meine Knochen wie ein Löwe; Tag und Nacht gibst du mich preis. 14 Ich zwitschere wie eine Schwalbe und gurre wie eine Taube. Meine Augen sehen verlangend nach oben: Herr, ich leide Not, tritt für mich ein! 15 Was soll ich reden und was ihm sagen? Er hat's getan! Entflohen ist all mein Schlaf bei solcher Betrübnis meiner Seele. 16 Herr, davon lebt man, und allein darin liegt meines Lebens Kraft: Das lässt mich genesen und am Leben bleiben. 17 Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, dass sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück. 18 Denn die Toten

loben dich nicht, und der Tod rühmt dich nicht, und die in die Grube fahren, warten nicht auf deine Treue; 19 sondern allein, die da leben, loben dich so wie ich heute. Der Vater macht den Kindern deine Treue kund. 20 Der HERR hat mir geholfen, darum wollen wir singen und spielen, solange wir leben, im Hause des HERRN! (Basisbibel)

Mit diesen Worten schreit Hiskia seine Todesangst, seine Verzweiflung, aber auch seine Hoffnung heraus. In kraftvollen Bildern nimmt er uns mit in seine Gefühle: „In der Mitte meines Lebens muss ich gehen, raus aus der Gemeinschaft von Menschen, mit denen ich mein Leben gestaltet habe. Meine Beheimatung, all das, worin ich mich Zuhause gefühlt habe, bricht weg. Ich bin schutzlos, ungeborgen. Das Gewebe meines Lebens bricht ab und bleibt unvollendet, der Faden wird abgeschnitten. Ich fühle mich, als würde ein wildes Tier meine Knochen zermalmen, ich fühle mich verraten und verlassen, ich kann nicht schlafen und habe Angst.“

Diese Bilder lassen uns ahnen, was Menschen durchmachen, die todkrank sind. Vielleicht haben Sie selbst solche Situationen schon erlebt, vielleicht helfen sie Ihnen, sich in das hineinzufühlen, was Menschen in Ihrem Umfeld in den Intensivstationen und Krankenbetten erleben und erleiden. Jede und jeder kennt ja inzwischen jemand, der an Covid19 erkrankt war.

Es ist nicht nur der physische Schmerz, der es schwer macht, es ist das Herausgeworfen sein aus allem Vertrauten, aus allen Zukunftsplänen, Hoffnungen und Wünschen, aus dem Beziehungsnetz, aus dem, was das Leben ausmacht, trägt und mit Sinn und Zukunft erfüllt. Von einem Tag auf den anderen sind Menschen, die an Corona erkrankt sind, aus ihrem bisherigen Leben herausgeschleudert worden. „Es geht so schnell“, haben mir viele Altenpflegekräfte erzählt. Morgens sitzen die Menschen noch beim Frühstück und Abends liegen sie auf der Intensivstation.

Wir wissen nicht viel darüber, was die Menschen, die beatmet auf der Intensivstation liegen, noch denken und beten. Viele sterben sediert. Aber die, die den Kampf überlebt haben, die erzählen von dem qualvollen Ringen um Luft, von der Isolation und von dem mühsamen Kampf zurück ins Leben.

Doch nicht nur die, die krank sind, werden von dieser Krankheit gepeinigt. Auch für ihre Angehörigen ist Corona schrecklich. Ihre kranken Angehörigen nicht besuchen zu können und sich nicht verabschieden zu können, das treibt viele Angehörige von Menschen auf der Intensivstation um. Es treibt auch die Pflegekräfte um, die bis an den Rand ihrer Kräfte und oft darüber hinaus pflegen, umbetten, begleiten. Auch sie können oft nicht mehr schlafen, weil die Bilder von den Gestorbenen sie in ihren Gedanken begleiten und nicht weggehen.

Was hilft in all dem?

Viel ist geschrieben worden über die Menschen, die allein gelassen worden sind, auch von der Kirche. Das übersieht die vielen Pflegekräfte und Klinikseelsorger*innen, die Kranke begleitet haben und weiter begleiten. Und trotzdem sind viele einsam gestorben. Das können wir nicht mehr rückgängig machen. Aber wir können denen, die mit diesen Bildern und Erfahrungen umgehen und weiterleben müssen, zuhören, ihre Erfahrungen wahrnehmen und ihnen Räume bieten, in denen sie sich den Kummer von der Seele reden können, in Kliniken, Pflegeeinrichtungen, Schulen und Gemeinden.

Hiskias Gebet steht in der Bibel, um uns zu zeigen: Du kannst, ja, du musst reden, mit Gott und mit Menschen, du kannst dir deine Angst, deinen Kummer, deine Wut, deine Verzweiflung von der Seele reden, schreien oder flüstern. Die Bibel ist voll von solchen Gebeten; viele Psalmen geben der Angst und Qual Worte und Ausdruck. Und sie schonen Gott nicht.

Ein junger Pfarrer meiner Landeskirche hat mich an einem Text teilhaben lassen, den er geschrieben hat, nachdem sein Vater, ein Krankenpfleger, mit 58 Jahren an Corona gestorben war.¹ Darin schreibt er:

„Der Verlust führt auch zum Streit mit Gott. Und wenn dann davon die Rede ist, die Pandemie könne sehr wohl eine Strafe sein, dann trifft uns Angehörige das ungemein hart. Statt vorschnell genau zu wissen, was zu tun ist, wäre es angemessener, Gott mit den Angehörigen gemeinsam zur Rede zu stellen. Oder immerhin gemeinsam zu schweigen. Der Streit mit Gott dauert an.“

Auch Hiskia streitet mit Gott. Er bäumt sich auf gegen seinen zu frühen Tod, er kämpft, ja er verhandelt und schachert um sein Leben. Erstaunlich ist seine Argumentation: „Du Gott, kannst ja nur von den Lebenden verehrt werden. Wenn ich tot bin, nutzt dir das doch gar nichts, also lass mich leben. Nur die, die leben, können dich loben.“

Hat Gott das nötig? Ist Gott so eitel, dass er unser Lob braucht? Lässt er so mit sich verhandeln?

Ich hab da deutliche Störgefühle. Für mich ist Gott nicht ein mächtiger Potentat, der sich das anhört und dann den Daumen hebt oder senkt, weil es ihm schmeichelt oder ihn ärgert. Für mich ist Gott auch nicht der akribische Buchhalter, der mir meine Sünden vorrechnet und entsprechend viel Strafe aufbrummt. Die Verknüpfung von Krankheit und Sünde halte ich für falsch und verhängnisvoll. Niemand hat eine Erkrankung an Covid19 verdient als Strafe für Fehlverhalten.

¹ André Flimm: Corona – Ein Einblick in die Innenwelten eines Angehörigen. [Zitat vom Autor genehmigt].

Solche Bilder von Gott sind spätestens am Kreuz Jesu zerrissen worden. Dort zeigt sich Gott gerade nicht als der allmächtige Puppenspieler, der willkürlich oder klar rechnend den Daumen hebt oder senkt. Diese Vorstellung von Gott ist mit Jesus Christus in Golgatha gestorben. Gott zeigt sich dort als der Gott, der mitleidet, mitfühlt und mitgeht, in den Schmerz hinein, sogar in den Tod hinein – und hindurch in ein Leben bei Gott. Die Bibel nennt das ewiges Leben.

Dieser mitgehende Gott ist wie ein Geländer, an das ich mich klammern kann, an dem ich mich festhalten kann, gegen das ich auch mal treten kann, wenn mich die Wut und die Verzweiflung packen. Das Geländer wackelt vielleicht, aber es bleibt.

Das ist meine Hoffnung für die, die heute hier getauft und konfirmiert werden. Das ist meine Hoffnung auch für die, die auf Intensivstationen liegen oder sich langsam zurückkämpfen, dass sie dieses Geländer des Ringens und Vertrauens auf Gott haben, zum Festhalten, zum Anlehnen, zum Rütteln oder zum Trost.

André, der junge Pfarrer, schreibt dazu:

„Es gibt in der Situation der Betroffenheit eine (nicht nur rationale) Wut. Auf Feiernde, auf die, die Corona belächeln, etc. Auch hier ist es heilsam, wenn sich die Wut gegen Gott richten kann und sich nicht an Menschen entlädt. Und auch: Wut gibt eine ungeheure Lebenskraft und -energie. Da ist etwas Trotziges im Glauben -- gegen alle Hoffnung auf Hoffnung hin leben. So gibt Gott indirekt Kraft zum Leben, wenn sich die Wut auf ihn richten kann.“

Dieses Trotzdem, diese Hoffnung, dieses Vertrauen, dass Gott da ist und nicht loslässt, auch wenn ich ihn nicht sehe, auch wenn er nicht so hilft, wie ich das gern hätte, das ist das Geländer, an dem sich auch Hiskia festhält. Sein Gebet spiegelt die Wut, das verzweifelte Rütteln am Geländer, das zugleich an Gott festhält, die Hoffnung nicht aufgibt.

Und irgendwann kippt Hiskia aus der Verzweiflung ins Vertrauen. „Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen“. „Herr, davon lebt man, und allein darin liegt meines Lebens Kraft: Das lässt mich genesen und am Leben bleiben.“

Hiskia wagt das Vertrauen auf Gott, er hält daran fest, dass Gott treu ist. Er wendet sich nicht ab nach dem Motto: „Hilft ja nichts, so ein Gott.“ Aus diesem Vertrauen heraus hält er Gott seine Erfahrung von Alleinsein und Verlassensein entgegen.

Und solange Hiskia Gott anklagt, erwartet er Gerechtigkeit oder Hilfe, erwartet er, in seiner Not gesehen zu werden. So lange er mit Gott streitet und ringt, hält er an ihm fest, hofft er auf etwas, irgendwie. Wie Jakob, der am Jabbok mit Gott

ringt, nicht aufgibt, sondern trotzig schreit: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ (Gen 32,27)

Wer so kämpft, hält sich an der Erinnerung fest, dass Gott da ist, beisteht, trägt. „Wer diese Erinnerung wachhält, entdeckt dann auch die Spuren neuen Lebens.“
Schreibt André, der junge Pfarrer.

Und irgendwann – und das waren bei ihm und seiner Familie Wochen und Monate – „irgendwann entstehen in der Auseinandersetzung mit all diesen schwierigen Fragen Anfänge neuen Lebens, bei jedem anders.“ Darauf hoffen wir, darum ringen wir, dafür beten wir.

Und der Friede Gottes, der weiter ist als all unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.